Säugetiere Oberösterreichs Teil 2

Geliebt und gehegt, doch ihres Lebensraums beraubt und ihren Feinden preisgegeben.

Josef LIMBERGER

| naturschutzbund | Oberösterreich
Knabenseminarstr. 2
4040 Linz
Limberger_Josef@gmx.at

Abb. 1: Die Physiognomie des Feldhasen. Als Fluchttier perfekt ausgestattet, um Feinde zu erkennen und bestens getarnt.
Foto: Josef Limberger

Symboltier strukturierter Agrarlandschaften, der Feldhase (*Lepus europaeus*) – wie lange noch?

Wer kennt sie nicht, die Feldhasen, die sich im zeitigen Frühjahr über Wiesen und Äcker jagen (Abb. 1 u. 2). In manchen Gebieten noch ein vertrauter Anblick, doch in vielen Gegenden sind sie vom Verschwinden bedroht. Der Feldhase ist ein typisches Beute- und Fluchttier. Um zu überleben, hat ihn die Natur mit einigen Attributen und Verhaltensweisen ausgestattet, die ihm im Kreislauf von Fressen und Gefressenwerden eine Überlebenschance bieten. Seine langen, beweglichen Ohren lassen ihn kleinste Geräusche wahrnehmen. Seine vorstehenden, seitlich am Kopf sitzenden Augen bieten ihm ein weites Gesichtsfeld, um auch Feinde rechtzeitig zu bemerken, die sich von hinten nähern. Nähert sich ein solcher, „drückt“ sich der Hase fürs Erste tief an den Boden, um erst im letzten Moment loszuspurten und in wilder Flucht hakenschlagend, unterstützt durch seine kräftigen Hinterbeine, das Weite zu suchen. Die ausgeräumte, agrarisch genutzte Landschaft, die Änderung der Anbaurhythmen und die massive Verarmung des Pflanzenspektrums setzen Meister Lampe zu. Durch Grundzusammenlegung und „maschinengerechte“ Gestaltung unserer Landschaft wurde und wird er seiner Deckung beraubt und ist damit für die natürlichen

Abb. 2: Im Frühjahr jagen sich Trupps von Feldhasen über die Wiesen.

Wiesen werden in unserer Landschaft immer seltener und artenärmer.

Foto: Josef Limberger

Abb. 3: Nach dem Abernten der Felder im Sommer, sind die Tiere plötzlich all ihrer Deckung beraubt und erleiden einen „Ernteschock“. Foto: Josef Limberger

Abb. 4: Auch der Straßenverkehr fordert viele Todesopfer. Foto: Josef Limberger

Abb. 5: In strukturarmer Landschaft sind Junghasen ihren Fressfeinden nahezu schutzlos ausgeliefert. Foto: Josef Limberger

Fressfeinde ein leichte Beute (Abb. 3). Das Übrige tun Herbizide und Pestizide, die ihn regelrecht vergiften. (siehe das Foto am Anfang des ersten Teiles im ÖKO·L 3-4/2019). So nehmen die Jagdstrecken im Herbst immer mehr ab. Er gehört ja auch zum Beutespektrum unserer Jäger, die ihn bei Treibjagden im Herbst „ernten“. In manchen Gegenden Europas sind die Felder so groß geworden, dass sie das Ausmaß eines Hasenreviers übersteigen, und so kann es durchaus sein, dass Hasen an Nahrungsmangel zugrunde gehen, weil sie nur wenige Futterpflanzen vorfinden. Nicht nur etliche unserer Säugetierarten schwinden dahin, sondern auch jene Kulturlandschaften, die sich durch das Vorkommen verschiedener Gräser und Kräuter auszeichnen, wodurch sich die Feldhasen ausgewogen zu ernähren vermochten. Viele Straßen, die die Landschaft durchschneiden, sind ebenfalls des Hasen Tod (Abb. 4). So wird dieses schöne Tier vom Menschen, der dem Hasen mit der Kultivierung der Landschaft einst den Lebensraum geschaffen hat, durch die Agrarindustrie wieder verdrängt. Es droht ihm dasselbe Schicksal wie vielen Tieren der Feldflur, allen voran unseren Feldvögeln und er wird still aus ihr verschwinden, wenn wir weiteren Raubbau an der Landschaft betreiben. Seine Jungen ducken sich tagsüber in eine Kuhle oder Sasse am Rand von Wäldern, Heckenzügen und Wiesenrainen (Abb. 5). Fehlen sie, sind sie ihren Fressfeinden und zwar besonders jenen, die auf Sicht jagen, schutzlos ausgeliefert. Auch Menschen, die ihre Hunde unangeleint durch die Landschaft streifen lassen, stellen eine Gefahr für die Junghasen dar. Dies trifft auch auf unsere „Stubentiger“ zu, die in großer Zahl, oft halbverwildert, durch die freie Landschaft streunen und denen nicht nur Mäuse zum Opfer fallen, sondern auch Junghasen und Vögel. Da hilft den jungen Hasen der fehlende Eigengeruch, der ihnen in der Deckung eines Gesträuchs gute Chancen gegen Fuchs und Dachs bietet, auch nichts. So sind sie jagenden Krähenvögeln, vereinzelt auch Greifvögeln schutzlos ausgeliefert. Es liegt in der Hand vieler Jäger, die ja oft auch Landwirte sind, die Landschaft entsprechend zu gestalten, um das Überleben des Hasen zu ermöglichen. Der Abschuss von noch so vielen Krähenvögeln und Beutegreifern wird den Druck auf Junghasen nicht nehmen, sondern nur die Gestaltung des Lebensraums.

Abb. 6: Der Biber in seinem Lebensraum; Aquarell des Autors von 2007

Abb. 7: Auf solchen „Rutschen“ verlässt der Biber sein Gewässer, um auf Nahrungssuche zu gehen. Im mit Reif überzogenen Gras sieht man besonders gut, wenn sie frisch „begangen“ ist. Foto: Josef Limberger

Ein fähiger Wasserbauer, Lebensraumgestalter und Förderer der Artenvielfalt, der Europäische Biber (*Castor fiber*).

Der Biber ist eine imposante Erscheinung, er ist das größte Nagetier Europas. Mit einem Gewicht von bis zu 30 kg kann er schwerer als ein Reh sein. Seine Körperlänge beträgt 75 bis 100 cm. Der ca. 35 cm lange, abgeplattete, unbehaarte Schwanz, die sogenannte Kelle, weist eine schuppige Oberflächenstruktur auf (Abb. 6). Im Mittelalter hat dies findige Mönche veranlasst, ihn als Fisch zu bezeichnen, um ihn in der Fastenzeit zu verspeisen. Der Schwanz dient dem Biber beim Benagen von Bäumen als Stütze; bei Gefahr schlägt er damit kräftig auf die Wasseroberfläche um Artgenossen zu warnen.

Für sein Leben am und im Wasser ist der Biber perfekt ausgestattet. Augen, Nase und Ohren liegen auf einer Ebene. So kann er fast völlig im Wasser verborgen das Umfeld beobachten. An den Hinterfuß-Zehen befinden sich Schwimmhäute. Hingegen sind die Vorderfüße zum Greifen und mit ihren kräftigen Krallen zum Graben ausgestattet. Eine sogenannte Putzkralle dient der Fellpflege. An Land wirkt er eher plump (Abb. 7). Der Biber weist bei seiner Tätigkeit, den Lebensraum zu gestalten, geradezu menschliche Züge auf, indem er ihn seinen Bedürfnissen anpasst. Unbestritten ist, dass er mit seiner Bautätigkeit, der Anlage von Wasserflächen durch Dämme und seine mächtigen Burgen (Abb. 8) Lebensräume schafft, die auch vielen seltenen Tierarten willkommen sind (Abb. 9). Ziel der Dämme ist es, die Eingänge zu den Bauten permanent unter Wasser zu halten. Vielen ist vielleicht nicht bekannt, dass der Biber auch Erdhöhlen in geeigneten Bachufern anlegt. Wir Menschen haben ihm allerdings in der Vergangenheit durch Begradigung von Wasserläufen und die Anlage von agrarischen Flächen bis knapp an das Gewässer seinen Lebensraum konsequent eingeschränkt. Dies ist auch einer der Gründe für die heute auftretenden Probleme, da dem Biber schlichtweg kein Platz bleibt. Sein begehrtes, dichtes Fell mit seidig weicher Unterwolle und kräftigen Grannenhaaren an der Oberfläche hat ebenfalls zu seiner fast völligen Ausrottung in Europa beigetragen. Zwischen dem Schwanzansatz und den Hinterbeinen besitzt der Biber eine durch Muskeln verschließbare Hauttasche, in die Drüsen münden, die ein ölhaltiges Sekret, das Bibergeil enthalten. In der Parfümindustrie ist es begehrter Rohstoff, dem aphrodisierende Wirkung nachgesagt wird.

Abb. 8: Diese mächtige, mehr als 2 Meter hohe Burg hat der Biber in der Nähe von Natternbach errichtet. Foto: Josef Limberger

Abb. 9: Der Biber als Landschaftsgestalter. Aufgestautes Gewässer als wertvoller Lebensraum für andere Tiere.
Foto: Josef Limberger

Würde der Mensch Flächen entlang von Bächen und Flüssen der Natur zurückgeben, könnte man sich, bedingt durch viele, den Artenreichtum fördernde kleinere und größere Wasserflächen, millionenschwere Damm- und Rückhaltebecken sparen und einen wichtigen Beitrag zum Hochwasserschutz leisten.

Ein weiteres Konfliktpotential zwischen Mensch und Biber ist seine Eigenschaft, Bäume zu fällen. Dafür ist der Biber mit seinen Schneidezähnen bestens ausgestattet. Nicht nur, dass sie an der Oberfläche mit sehr starkem Zahnschmelz versehen sind, schärfen sich die oberen Schneidezähne durch ihren geringen Überstand zu den unteren Zähnen laufend nach. Die Zähne reichen zudem weit in die Schädelknochen hinein und wachsen ein Leben lang immer wieder nach. Die Bäume fällt der Biber, da er der Rinde und Blätter zur Nahrung bedarf und um sich unter Wasser Vorräte für den Winter anzulegen. So kann er auch bei geschlossener Eisdecke an sie gelangen. Hatte der Mensch in der Vergangenheit auf den großteils aus Weichhölzern bestehenden Uferbewuchs kein Augenmerk gerichtet, so werden sie in Zeiten von Hackschnitzel- und Pelletsheizungen inzwischen immer mehr genutzt (Übrigens, der Biber vernichtet diese Bäume nicht, sondern er verjüngt sie, da die meisten wieder austreiben). So wird der Biber zum Konkurrenten für den Menschen. Biber fällen aber durchaus auch Harthölzer wie Eichen. Dem kann man mit dem Umgeben der Stämme mit Drahtgeflecht oder durch spezielle Anstriche entgegenwirken.

Es gilt, wie bei vielen Arten, die zu uns zurückkehren, Akzeptanz an den Tag zu legen und mit einem gezielten Bibermanagement Konflikten zwischen Mensch und Biber zu begegnen, um ein respektvolles Nebeneinander zu ermöglichen. Übrigens, auch wenn Biber manchmal Schäden verursachen, bekommt ihnen zum Beispiel ihre Vorliebe für Mais nicht gerade gut. So war ein ausgewachsener Biber, der an einem Wehr bei Peuerbach angeschwemmt wurde (er war vermutlich ein Verkehrsopfer) total verkrebst. Dies wurde im Biologiezentrum des Oberösterreichischen Landesmuseums bei einer Obduktion des Tieres festgestellt. Anscheinend hatte er des Öfteren frisch gespritzten Mais gefressen, so die untersuchenden Wissenschaftler.

Seine Leistungen als Landschaftsgestalter, Wasserbauer und damit auch Förderer anderer, seltener Tierarten sollten wir jedenfalls bewundern und nicht mit „Entnahmen“ reagieren. Dieser Begriff verharmlost, dass das Tier getötet werden soll. Vor kurzem ist von der Oö. Umweltanwaltschaft eine sehr gute, informative Broschüre erschienen, welche sich mit den Lebensgewohnheiten und Eigenheiten des Bibers ebenso befasst, wie mit der Problemlösung in konfliktträchtigen Bereichen. Sehr zu empfehlen!

Ein wahrer Kletterkünstler, das Eichhörnchen (*Sciurus vulgaris*).

Quirlige Geschöpfe mit dem langen, buschigen Schwanz und den vom Herbst bis zum Frühjahr mit Haarpinseln versehene Ohren. Dies sind die Kennzeichen des kleinen Nagers und gewandten Kletterers, der bis in die höchsten Baumspitzen unterwegs ist und mit weiten Sprüngen über schwindelerregendem Abgrund von Baum zu Baum springt. Wenn man Eichhörnchen beobachtet, vermeint man, dass für sie die Schwerkraft aufgehoben ist, so schnell flitzen sie die Stämme auf und ab. Eichhörnchen gibt es hauptsächlich in zwei Farbvarianten. Dunkelbraun und fuchsrot (Abb. 10 u. 11). Natürlich gibt es auch Zwischenstufen.

Eichhörnchen sind nicht sehr wählerisch, was ihre Nahrung betrifft. Nüsse, Bucheckern, Baumsamen von Fichte, Tanne und Föhre sowie Pilze, Beeren, Obst stehen auf ihrem Speiseplan (Abb. 12). Wegen ihres Aussehens genießen sie klar einen Vorteil, denn sie sprechen schlichtweg alle Sinne des Beobachters an. Ihre Erscheinung und ihr etwas nervöses Gehabe sind das, was wir Menschen als putzig betrachten, weshalb sie auch die Lieblinge aller Kinder sind. Mitunter sind sie allerdings auch animalischer Kost nicht abgeneigt und so fallen ihnen auch Kleintiere, wie etwa Käfer (mitunter auch junge Vögel) zum Opfer, was

Abb. 10: Quirliger Kobold in Wald, Park und Garten
Foto: Josef Limberger

Abb. 11: Neben der braunen Version gibt es auch eine fuchsrote Farbvariante. Foto: Roger Jagersberger

Abb. 12: Wer Nüsse auslegt, kann damit Eichhörnchen auch an die Futterstelle locken. Foto: Josef Limberger

Abb. 14: Nur die wenigsten Jungtiere überleben das erste Jahr.
Foto: Josef Limberger

Abb. 13: Die „Schlafkobel“ der Eichhörnchen befinden sich in luftigen Höhen im Geäst. Aber auch Baumhöhlen werden gerne angenommen.

die wenigsten Menschen wissen und was man auch den Kindern nicht verschweigen sollte.

Die Hauptfressfeinde sind der Habicht und der wendige Baummarder, der, da um einiges schwerer dem Eichhörnchen nicht bis in die letzten Zweige der Bäume folgen kann und es deshalb gerne im Schlaf überrascht (Abb. 13). Zu großen Ausfällen bei den Jungen kann es auch durch Wetterkapriolen, wie durch Stürme, die ja in den letzten Jahren gehäuft auftreten, lang anhaltende Regenperioden und durch Kälteeinbruch kommen (Abb. 14). Die IUCN (Weltnaturschutzunion) stuft das Eichhörnchen allerdings aufgrund des sehr großen Verbreitungsgebietes und der großen Bestände als nicht gefährdet ein. Von Seiten des Menschen droht ihm vorwiegend durch den Autoverkehr und die Intensivierung der Waldbewirtschaftung Gefahr. Bei der ganzjährigen Holzarbeit, welche heute in unseren Wäldern stattfindet, wird auf die Zeiten der Jungenaufzucht (meist zwei Würfe im Jahr) keinerlei Rücksicht genommen.

Abb. 15: Grimmiger Jäger mit nettem Gesicht, perfekt ausgerüstet für die Jagd in den Bäumen. Foto: Josef Limberger

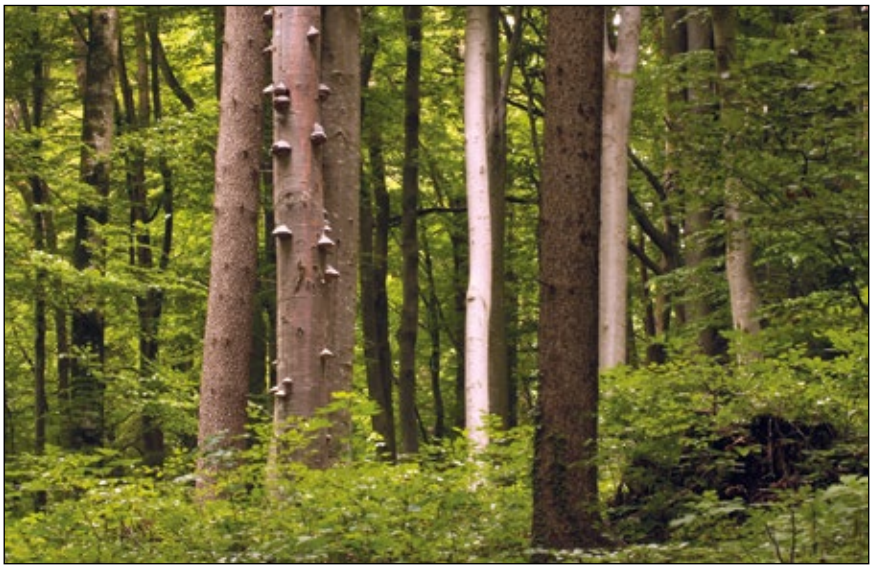

Abb. 16: Reich strukturierte Wälder, mit großem Altholz- und Höhlenanteil, sind der ideale Lebensraum für den Baummarder, der allerdings sehr anpassungfähig ist und auch mit weniger optimalen Wäldern zurechtkommt. Foto: Josef Limberger

Abb. 17: Auf dem reichen Speiseplan des Baum- oder Edelmarders steht durchaus auch einmal ein Frosch. Foto: Thomas Engleder

Marderartige Beutegreifer

Nachdem wir ja im Ersten Teil dieses Beitrags (ÖKO·L 3-4/2019) bereits den Fischotter kennen gelernt haben, widmen wir unsere Aufmerksamkeit noch einigen anderen marderartigen Beutegreifern.

Stand im vorhergehenden Kapitel das Eurasische Eichhörnchen im Mittelpunkt, so wollen wir jetzt einen seiner gefährlichsten Fressfeinde vor den Vorhang holen.

Der Baum- oder Edelmarder (*Martes martes*), gewandter Kletterer strukturreicher Wälder

Die Kopf-Rumpflänge beträgt 40 bis 50 cm, die Schwanzlänge 23 bis 28 cm. Mit einem Gewicht von bis zu 1,8 kg ist er ein gewandter und schneller Kletterer, der Sprünge von Baum zu Baum mit bis zu vier Metern absolvieren kann (Abb. 15). Seinen volkstümlichen Namen „Goldkehlchen“ verdankt er seinem gelben Kehlfleck. Er besiedelt Wälder aller Art und erbeutet Eichhörnchen und andere Nagetiere (Abb. 16). Auch Vögel bis Haselhuhngröße stehen auf seinem Speiseplan. An animalischer Kost verschmäht er auch größere Insekten und Regenwürmer nicht (Abb. 17). Allerdings ist er kein reiner Fleischfresser; so frisst er saisonbedingt durchaus auch gerne Bucheckern, Obst und Beeren (Abb. 18). Ein besonderes Merkmal dieser Marderart sind seine behaarten Fußsohlen, welche bei Schneelage ein Einsinken verhindern. Auch auf dem Boden ist er ein gewandter Jäger.

Der Baummarder jagt vorwiegend in der Dämmerung und nachts. Tagsüber ruht er in Baumhöhlen oder verwaisten Nestern größerer Vögel. Auch Eichhörnchenkobel dienen ihm vereinzelt als Tageseinstand. Innerhalb seines Reviers, welches er gegen gleichgeschlechtliche Artgenossen verteidigt und dessen Außengrenzen er mit Duftmarken markiert, kann er in einer Nacht bis zu sieben Kilometer zurücklegen (Abb. 19).

Der Baummarder wird vehement bejagt und gehört in der Jägersprache zum sogenannten, abfällig bezeichneten „Raubwild“. Sicher kann der Baummarder, wie auch andere Beutegreifer auf das Niederwild einwirken, aber wie schon im Artikel erwähnt, ist es meist der Mensch, der durch seinen Umgang mit der Landschaft und damit auch unseren Wäldern die Wei-

chen für schädigende Einflüsse durch manche Tierarten stellt. Frisst nicht seine Hauptbeute, das vom Menschen wegen seines putzigen Aussehens so geliebte Eichhörnchen auch Jungvögel, genauso wie der Igel? Wir sollten aufhören, Tiere in Gut und Böse einzuteilen, sondern vielmehr beginnen, die Funktion jeder einzelnen Tierart zu akzeptieren. Noch keine Tierart hat es geschafft, eine andere Art auszurotten, abgesehen von Arten, die vom Menschen willkürlich auf unserem Globus verteilt worden sind. Das Gleichgewicht zwischen Beutetieren und ihren Jägern findet sich eigentlich in der Regel von selbst, wobei in der Kulturlandschaft durchaus manchmal ein regelnder Eingriff nötig sein kann. Nur sollte das immer die Ausnahme sein und niemals die Regel, so wie es zurzeit oft gehandhabt wird, wobei die Beutetiere die wirklichen Regulatoren der Bestände von Beutegreifern sind.

Eine weitere Marderart, die hier nur kurz erwähnt werden soll, ist der **Steinmarder (*Martes foina*)**. Im Gegensatz zum Baummarder hat sich diese Art dem Menschen angeschlossen und bewohnt gerne Stadel und Hütten (Abb. 20). Das heißt aber nicht, dass er nicht in Baumkronen und der freien Landschaft jagen kann. Aber auch die Dachböden von alten Häusern nutzt er gerne. Sogar in unseren Städten findet er Lebensraum und Unterschlupf. Dort kann er für erhebliche Unruhe sorgen. Die Eigenheit dieser Marderart, gerne Schläuche und Leitungen von Autos zu zerkauen, hat ihn nicht gerade beliebt gemacht. Erkenntlich ist der hervorragende Kletterer vor allem an seinem weißen Kehlfleck, der sich nach unten hin meist bis auf die Vorderbeine aufgabelt. Im Gegensatz zum Baummarder sind seine Fußsohlen unbehaart. Sein Nahrungsspektrum ist dem des Baummarders sehr ähnlich. Er hat allerdings auch eine große Leidenschaft für Hühnereier. Zu seiner Hauptbeute gehören Mäuse und Ratten. Sogar Regenwürmer verschmäht er nicht. Sie können in manchen Gebieten einen beträchtlichen Anteil seiner Nahrung darstellen. Gerät er in einen Hühnerstall oder Taubenschlag, kann er beträchtlichen Schaden verursachen, da er mit den vielen Beutetieren auf engem Raum überfordert ist.

Das Hermelin (*Mustela erminea*)

Das etwa 30 cm große Hermelin hat einen schlanken, langgestreckten

Abb. 18: Baummarder sind gewandte Kletterer und lassen sich durchaus auch Vegetarisches munden. Foto: Rupert Hartenberger

Abb. 19: Ein typisches Verhalten der Marderartigen – das aufgerichtete Sichern, um einen besseren Überblick zu haben. Foto: Christian Jakobs

Abb. 20: Der Steinmarder bewohnt gerne Stadel und alte Häuser. Foto: Marita Dahlmann

Abb. 21: Weil das Hermelin sich gerne auf seine Hinterbeine erhebt, um das Umfeld besser überblicken zu können, wird es im Volksmund auch „Hermännchen“ genannt. Foto: Josef Limberger

Abb. 22: Das weiße Fell mit dem charakteristischen schwarzen Schwanzende wurde in der Geschichte vielen Hermelinen zum Verhängnis. Foto: Josef Limberger

Körper und wechselt sein Sommerfell von sattem Braun mit gelblich-weißer Unterseite im Winter auf ein schneeweißes Fell. Die Schwanzspitze ist immer schwarz (Abb. 21 u. 22). Sein Winterkleid wurde für die Verbrämung königlicher Gewänder genutzt und ziert auch heute noch die Krägen der Roben von Verfassungsrichtern (Abb. 23). Ihr Pelz kostete vielen das Leben. Durch die schnelle Bewegungsweise, woher auch der Ausspruch „flink wie ein Wiesel“ kommt, hat es einen hohen Energieverbrauch und damit einen großen Beutebedarf. Seine Nahrung besteht vorwiegend aus Kleinsäugern: Wühl- und Schermäusen und Ratten, was es nützlich für die Landwirtschaft macht. Auch Vögel gehören zum Beutespektrum und es kann Tiere bis zu Kaninchengröße überwältigen. Seine Beute tötet es durch Bisse in Nacken und Hinterkopf. Es frisst die Beute nicht an Ort und Stelle, sondern schleppt sie in einen Unterschlupf. Das Hermelin jagt gerne entlang von Feldhecken, aber auch in Wassernähe (Abb. 24).

Ähnlich wie beim Reh oder bei anderen Marderarten setzt beim Hermelin nach der Paarung im Sommer eine Keimruhe bis in den Spätwinter ein. Erst dann entwickeln sich die 6–7 Jungen, welche im Frühjahr geboren werden und ein weißes Fell besitzen. Sie kommen blind zur Welt und öffnen erst nach etwa fünf bis sechs Wochen die Augen. Die Mortalität der Jungen ist groß und hängt stark vom Beuteangebot ab.

Das außer der Paarungszeit einzelgängerische Hermelin steht auf der Anhang III Liste der Berner Konvention und darf nur in einer Größenordnung bejagt werden, die seinen Bestand nicht gefährdet. In Oberösterreich hat es eine Schonzeit vom 1. April bis zum 31. Mai. Das Hermelin ist bei uns nicht gefährdet, obwohl es durch die Verarmung unserer Landschaft an Strukturen und durch viele Ausfälle auf unseren Straßen leidet. Natürliche Feinde sind Eulen, Greif- und Rabenvögel, größere Marderarten, der Fuchs und vor allem wildernde Hauskatzen.

Die kleine Geschwisterart, das Mauswiesel (*Mustela nivalis*)

Das Mauswiesel ist die kleinste Raubtierart Österreichs. Ich selbst bevorzuge den Begriff „Beutegreifer“. Die Kopf-Rumpflänge beträgt 11 bis 26 cm, wobei die Männchen deutlich größer als die Weibchen sind. Der Schwanz ist zwischen 3 und 7 cm lang. Die Oberseite ist gleichmäßig braun gefärbt, die Unterseite weiß.

Abb. 23: Hermelinfelle zieren die Roben von Königen und adeligen Damen. Heute findet man sie noch auf den Krägen der Verfassungsrichter.

Im Bild: Gustav der III von Schweden auf einem Gemälde von Alexander Roslin 1777

Quelle: Nationalmuseum Stockholm, wikimedia, gemeinfrei.

Abb. 24: Heckenzüge sind beliebtes Jagdgebiet des Hermelins. Foto: Josef Limberger

Abb. 25: Der gesamte Körperbau prädestiniert das Mauswiesel zur Jagd in Mäusegängen. Foto: Josef Limberger

Die Unterscheidungsmerkmale zum Hermelin bestehen in der geringeren Größe und vor allem im Fehlen der schwarzen Schwanzspitze. Seine kleine und extrem schlanke Gestalt erlaubt es dem Mauswiesel, seiner Beute, Scher- und Feldmäusen, in ihre Gänge zu folgen (Abb. 25–27). Aber auch Jungtiere von Vögeln oder Kaninchen, können vereinzelt erbeutet werden. Da aber die Nahrung mit über 50 % aus Feldmäusen besteht (wo Kaninchen fehlen bis über 80 %), überwiegt hier klar die Nützlichkeit. Seine Jagdgebiete hat das Mauswiesel oft im Umfeld von landwirtschaftlichen Anwesen, aber auch in Gärten, auf Wiesen und Feldern in reich strukturierter Landschaft, welche Heckenzüge, Steinreihen und -Haufen aufweisen. Hier hat das Mauswiesel seinen Unterschlupf. Die Methode des Maulwurf- und Mäusefangens mit Fallen wird leider dieser Art oft zum Verhängnis und kann fallweise die Bestände stark dezimieren. Das Mauswiesel ist bei uns ganzjährig geschützt. Im Alpenbereich kann es sein, dass einzelne Exemplare im Winter völlig weiß werden (viele Wissenschaftler bezeichnen sie als eine eigene Unterart – *Mustela nivalis nivalis*). Wie für viele andere Arten ist eine strukturreiche Landschaft der Schlüssel für das Vorkommen der Art. Das Verschwinden der Wiesenlandschaften und das Ausräumen von Landschaftsstrukturen setzt ihnen ebenfalls zu.

Die Haselmaus (*Muscardinus avellanarius*)

Eine Maus, die nach Tee riecht und gar keine Maus ist? Ja, die gibt es. Die Haselmaus, ein kleiner, nachtaktiver Bilch, hat eine Kopf-Rumpflänge von nur 7 bis 9 cm und einen Schwanz mit einer Länge von 6 bis 7 cm. Auffällig sind ihre großen, dunklen, knopfförmigen Augen und ihre kleinen, runden Ohren. Die Fellfärbung ist rötlich-ockerbraun (Abb. 28). Das Leichtgewicht bringt nur 23 bis 30 Gramm vor dem Winter auf die Waage. Sie ist eine Bewohnerin von hellen, mit reichlich Unterwuchs versehenen Wäldern, auch Auwald wird besiedelt.

Dieser kleine Bilch ist ein gewandter Kletterer und turnt geschickt im Gesträuch herum. Die Nahrung besteht sowohl aus pflanzlicher Kost (Bucheckern, Eicheln, Früchte, Beeren sowie junge Triebe und Knospen), aber auch aus Insekten. Bereits vor Tagesanbruch begibt er sich wieder in sein kugelförmiges Nest, das in einer Höhe zwischen 1 und 2 Meter im Gesträuch errichtet wird (Abb. 29). Nicht als Lebensraum geeignet sind Nadelwaldbestände ohne Unterwuchs.

Abb. 26: Das tagaktive Mauswiesel ist mitunter gut zu beobachten. Meist bleibt es uns aber verborgen. Foto: Josef Limberger

Abb. 27: Ein Mauswiesel schaut neugierig aus dem Mäuseloch und beobachtet aufmerksam den Fotografen. Foto: Josef Limberger

Abb. 28: Haselmäuse sind gewandte Kletterer. Foto: apodemus

Abb. 29: In ihrem kugelförmigen Nest verschläft die Haselmaus den Tag.

Illustration: Theresa Limberger

Haselmäuse sind Winterschläfer. Sie benutzen Kugelnester, die am Boden oder in Bodennähe an trockenen Stellen errichtet werden. Die Körpertemperatur sinkt in dieser Zeit derart ab, dass sie nur noch etwa vier Grad beträgt. Nur alle 5 bis 10 Minuten erfolgt ein Atemzug.

Gefahr für die Haselmaus besteht durch die heutige, intensive Nutzung unserer Wälder unter Zuhilfenahme von schwerem Gerät und durch Rodung oder starken Beschnitt von Heckenzügen (großflächiges „auf den Stock setzen"), das Entfernen von Höhlenbäumen aus „falschem Ordnungssinn", aber vor allem auch durch das Zerschneiden ihres Lebensraums und die Verfolgung durch streunende Hauskatzen, um nur einige zu nennen. Zu den natürlichen Fressfeinden gehören Marderartige und Eulen.

Zum Abschluss dieses Beitrags, der natürlich viele, der etwa 79 in Oberösterreich lebenden Säugetierarten schon aus Platzgründen außen vorlässt, stelle ich Ihnen noch unsere kleinste Klettermaus vor, die wohl vielen nicht bekannt sein dürfte, da sie wegen ihrer Kleinheit in ihrem Lebensraum leicht übersehen wird.

Die Zwergmaus (*Micromys minutus*)

Diese winzige, nur 5,5 bis etwa 7 cm kleine Maus hat einen Schwanz von 5 bis 7 cm Länge. Sie bewohnt hohe Brachevegetation im Umfeld von Feuchtgebieten und Flussufern. Sie kommt auch in extensiv bewirtschafteten Getreidefeldern fallweise vor (Abb. 30). Hier baut der kleine, braun gefärbte Nager in der Vegetation sein kleines Kugelnest aus Grashalmen (Abb. 31 u. 32). Der Eingang dazu weist stets schräg nach unten. Beim Klettern nimmt die Zwergmaus ihren Schwanz zu Hilfe, um in der senkrechten Vegetationsstruktur besseren Halt zu finden. Sie bewohnt ausschließlich das Tiefland und meidet Mittel- und Hochgebirge.

Allzu viel „Ordnungssinn" in der Landschaft kann dieser winzigen Maus den Lebensraum entziehen, daher sind Brachestreifen und vegetationsreiche Feldstrukturen für sie, wie auch für andere Kleinsäuger, lebenswichtig.

Vernetzung in der Landschaft und vielfältige Vegetationsstrukturen sind der Schlüssel für das Bestehen einer vielfältigen Tier- und Pflanzenwelt. Leider geht die Entwicklung in unserer Landschaft durch Intensivierung der Nutzung einen anderen Weg. Ausgeräumte, strukturarme und oft lebensfeindliche Landschaften sind die Folge. Es ist also dringend an der Zeit, hier umzudenken, wollen wir nicht zum weiteren Niedergang unserer heimischen Fauna beitragen (Abb. 33).

Abb. 30: Zwergmäuse sind gewandte Kletterer in senkrechten Vegetationsstrukturen. Foto: Josef Limberger

Abb. 31: In der dichten Vegetation findet sich das mit Gräsern verwobene, kugelförmige Nest der Zwergmaus. Foto: Josef Limberger

Abb. 32: Dicht an dicht schmiegen sich die Jungmäuse im Nest zusammen.
Foto: Josef Limberger

Abb. 33: Leider werden reich strukturierte Landschaften immer seltener und machen öden Agrarsteppen und ausufernden Städten Platz oder werden gar für Einkaufs- und Konsumtempel, Gewerbegebiete und Straßen versiegelt und zerschnitten. Wann ist es endlich genug?
Foto: Josef Limberger

Melden Sie ihre Beobachtungen, am besten mit Foto auf *www.naturbeobachtung.at*, der Meldeplattform des Naturschutzbundes. Sie tragen so zur Bestandsaufnahme der österreichischen Fauna bei.

Dank

Ich bedanke mich bei Gudrun Fuß und meiner Frau Maria für das Durchlesen und die Korrektur des Manuskripts. Bei Jürgen Plass vom Biologiezentrum am OÖ. Landesmuseum für die fachliche Beratung. Bei den Fotografen und Fotografinnen Thomas Engleder, Rupert Hartenberger, Roger Jagersberger, Christian Jakobs, Christine u. Stefan Resch/apodemus und bei meiner Tochter Theresa für die Illustration und bei der Redaktion des ÖKO·L für die Einladung, diesen Artikel zu verfassen.

Literatur

apodemus – Privates Institut für Wildtierbiologie, Strauch M. (2019): Seltene Kleinsäuger. Broschüre, Amt der OÖ. Landesregierung, Abteilung Naturschutz.

apodemus – Privates Institut für Wildtierbiologie, Strauch M. (2019): Kleinsäuger in meinem Garten. Broschüre, Amt der OÖ. Landesregierung, Abteilung Naturschutz.

Limberger J. (2016): Beutegreifer in Oberösterreich – wichtige Regulatoren der Tierwelt. Broschüre zur gleichnamigen Ausstellung. Naturschutzbund OÖ.

Hölzer G., Habenicht G., Baschinger H. J. (2019): Mit dem Biber leben, ein Handbuch für Oberösterreich. Broschüre der Oö. Umweltanwaltschaft.

Leditznig Ch., Pekny R. (2009): Die Säugetiere des Wildnisgebietes Dürrenstein. Schutzgebietsverwaltung Wildnisgebiet.

Reichholf J. (1982): Die farbigen Naturführer – Säugetiere. Steinbachs Naturführer. Mosaik Verlag.

Reichholf J. (1993): Comeback der Biber. dtv.

Stüber E., Lindner R., Jerabek M. (2014): Die Säugetiere Salzburgs. Salzburger Natur-Monographien – Band 2. Verlag Haus der Natur.

Trense W. (2005): Großwild weltweit. Stocker Verlag.

BUCHTIPP

ZOOLOGIE

Heiko Anders: **Das Leben unserer Wölfe. Beobachtungen aus heimischen Wolfsrevieren**

224 Seiten, 220 Farbfotos,
Preis: € 30,80;
Bern: Haupt Verlag, 2019; ISBN 978-3-258-08108-3

Wurden die ersten Wölfe Anfang der Jahrtausendwende noch als Sensation gefeiert, so gibt es mittlerweile in fast allen Bundesländern Deutschlands Wolfsnachweise. Die Rückkehr des Wildtieres in die Kulturlandschaft ist für den Naturschutz ein großer Erfolg. Einen exklusiven Einblick in das Leben der vorsichtigen Tiere gewährt Heiko Anders in seinem Buch. Nach einem einleitenden Teil samt kleinem „Basis-Wissen Wolf" folgen elf Kapitel mit Fotografien aus acht Wolfsrevieren Deutschlands. Mit seinen Aufnahmen zieht uns der Autor in den Bann dieser faszinierenden Tiere, zeigt uns ihre Lebens- und Verhaltensweisen und nimmt uns mit in ihre Kinderstuben. Doch auch Konfliktfelder werden thematisiert. Die Wolfsexperten des NABU begleiten die Rückkehr des Wolfes seit Jahren und geben Einblicke in die Herausforderungen und Lösungsansätze für die Koexistenz von Mensch und Wolf.

(Verlags-Info)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: ÖKO.L Zeitschrift für Ökologie, Natur- und Umweltschutz

Jahr/Year: 2020

Band/Volume: 2020_02

Autor(en)/Author(s): Limberger Josef

Artikel/Article: Säugetiere Oberösterreichs Teil 2 Geliebt und gehegt, doch ihres Lebensraums beraubt und ihren Feinden preisgegeben. 17-27